



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Donau. Kürzlich lasen wir irgendwo, der politische Wetterwinkel liege jetzt nicht mehr an der untern Donau und am Bosporus, sondern in Hinterasien, und andern scheint er nach Südafrika verlegt zu sein. Doch werden wohl alle internationalen Verwicklungen daran nichts ändern können, daß jedem das Hemd näher sitzt als der Rock, daß die Donau am Schwarzwald entspringt, und daß es unmöglich gleichgültig sein kann für die Deutschen, ob in den Ländern zwischen dem Erzgebirge und dem Goldenen Horn Türken, Russen, ein Gemisch kleiner Slawenstämme oder Deutsche herrschen. Mit dem vorläufigen Abschluß der jüngsten Balkankrise ist ja, wie es scheint, alle Welt zufrieden, einschließlich der Demokraten und der Anhänger der Großdeutschlandsidee. Diese halten es für ein Glück, daß die Entscheidung hinausgeschoben worden sei, weil wir bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Flotte nicht imstande gewesen wären, in die Regelung der orientalischen Angelegenheiten thätig einzugreifen und unsre Ansprüche an die türkische Erbschaft geltend zu machen, während jene sich freuen, daß durch die Stärkung der Türkenmacht dem Vordringen der Russen ein Niegel vorgeschoben sei. Jedenfalls aber, und das bleibt die Hauptsache, kann die gegenwärtige Entscheidung nicht für endgültig angesehen werden. Daß die Türken gute Soldaten, geborne Soldaten sind, hat niemand bezweifelt; eben dadurch sind sie ja Jahrhunderte hindurch der Schrecken Europas gewesen, und daß sie diese Eigenschaft in unserm Jahrhundert nicht eingebüßt haben, davon hat sich die Welt im letzten russisch-türkischen Kriege überzeugt. Aber an ihrer Unfähigkeit, einen den heutigen Anforderungen entsprechenden europäischen Staat einzurichten, kann diese einseitige Begabung so wenig etwas ändern wie an der Thatsache, daß sich ihre Zahl stetig vermindert, während bei den nach der türkischen Erbschaft lüfternen Völkern die Kopfszahl steigt.

Für uns ist es verhängnisvoll, daß unsre natürliche Brücke zum Orient, das österreichische Deutschum, von Tag zu Tage morscher wird. Der Lärm, den die Deutschen am 6. und 7. Mai im österreichischen Abgeordnetenhaus verführt haben, macht nicht den Eindruck erwachenden Kraftgefühls, sondern den des Bewußtseins der Ohnmacht; der Starke lärmt nicht, sondern er handelt. Auf das Handeln aber haben die vereinigten oppositionellen deutschen Parteien unmittelbar nach dem großen Kadau verzichtet. Sie hatten feierlich ihre Absicht, Badeni durch Obstruktion zu stürzen, verkündet, und als sich die erste Gelegenheit zur Obstruktion darbot, machten sie davon keinen Gebrauch. Am 10. Mai stand der bulgarische Handelsvertrag zur Beratung, und die Abgeordneten der deutschen Linken nahmen daran teil, als ob nichts vorgefallen wäre. Wenn sie das damit entschuldigen, daß sich die Obstruktion nicht auf Gegenstände des Volkswohls erstrecken dürfe, so ist das eine faule Ausrede. Denn bei Gegenständen, die das Volkswohl nicht berühren, läßt sich gar keine wirksame Obstruktion treiben; auch kann das Volkswohl unmöglich von dem augenblicklichen Abschluß eines Handelsvertrags mit dem kleinen Bulgarien abhängen, und überdies wird heute den Handelsverträgen in aller Welt so viel Böses nachgesagt, daß die Verhinderung eines solchen keineswegs allgemein als ein Attentat auf das Volkswohl angesehen werden würde. Der Justizminister Graf Gleispach wird also wohl Recht gehabt haben, als er am 7. Mai die Worte aussprach, die den tollsten von allen tumultuarischen Auftritten der beiden Tage hervorriefen, es stehe für Juristen wie für Nichtjuristen fest, daß sich die Regierung mit der Sprachenverordnung keiner Rechtsverletzung schuldig gemacht habe, und daß

die Herren, die den Antrag auf Veretzung der Minister in den Anklagezustand unterschrieben hätten, eine solche Anklage gar nicht ernsthaft gewollt hätten. Ganz derselben Ansicht sind auch die Wiener Arbeiterzeitung und die Schlesiſche Zeitung, und da kein Mensch die eine dieser drei Autoritäten im Verdacht haben kann, daß sie sich von einer der andern beiden beeinflussen lasse, so darf dieser Übereinstimmung wohl einiges Gewicht beigelegt werden. Die Schlesiſche hält auch schon die Entriistung der Deutschliberalen über die Sprachenverordnung nicht für echt, während sie bei den Deutschnationalen gewiß echt sei; jene heuchelten sie nur, um sich ein Plätzchen in der Regierung zu erzwingen. Unter diesen Umständen fallen die groben Schimpfworte, mit denen die oppositionellen Redner die Minister überhäuft haben, auf sie selbst zurück. Geradezu wahnsinnig aber muß man es nennen, daß der deutschnationale Abgeordnete Wolf die Tschechen ein „kulturell minderwertiges Volk“ nannte. Niemand kann gründlicher als wir davon überzeugt sein, daß die Slawen mit den Deutschen verglichen minderwertig sind, aber wenn man die Stellung einer deutschen Minderheit in einem Staate befestigen und ihren Einfluß erweitern will, so fängt man nicht damit an, die Mehrheit tödlich zu beleidigen. Die Deutschen machen in ganz Österreich-Ungarn ein Viertel, in Estland ein Drittel der Einwohnerschaft aus, die oppositionellen Deutschen aber haben von diesem Drittel noch nicht einmal die Hälfte. Denn die klerikalen Mäpſer sitzen mit den Slawen in der Mehrheit, und die Antisemiten Luegers gelten als heimliche Verbündete der Klerikalen. Von dem so verbleibenden Sechstel wird nun noch dazu die eine Hälfte als „judenliberal“ verschrien und beschuldigt, daß sie jederzeit bereit sei, die nationalen Interessen gegen einen Platz in der Regierungsmehrheit zu verschachern, während die leidenschaftlichsten unter den Deutschnationalen, die um Schönerer, nicht bloß mehr über die Grenze schielen, sondern auch schon über die Grenze zu gehen anfangen, nach Dresden usw., wodurch sie die Regierung mehr und mehr den Slawen in die Arme treiben. Und schließlich fällt jenes Sechstel der Parteigänger nicht etwa mit dem Sechstel der Bevölkerung zusammen, denn die meisten deutschen Arbeiter sind ebenso wie ihre tschechischen und polnischen Genossen Sozialdemokraten und pfeifen auf den Nationalitätenstreit.

In solcher Lage kann dem Deutschtum nicht mit wüstem Geschimpf und lärmenden Auftritten geholfen werden, sondern nur mit Einigkeit und indem man durch überragende Kulturleistungen moralische Eroberungen macht. Auf das zweite muß umso mehr Gewicht gelegt werden, als die der Zahl nach stärkste Slawennation, die tschechische, nicht in dem Grade minderwertig ist, daß sie im wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen und politischen Konkurrenzkampfe mit den Deutschen gar keine Aussicht hätte. Daß ihre politischen Führer denen der Deutschen an Talent nachstünden, wird man kaum behaupten können. Im Gespräch mit einem Vertreter der Neuen Freien Presse, die am 15. April darüber berichtete, hat der frühere jungtschechische Abgeordnete Professor Masaryk Ansichten entwickelt, an deren Mäßigung und Verständigkeit sich die Deutschnationalen ein Beispiel nehmen, und aus denen die Deutschliberalen so manches lernen könnten. Wir wollen daher, obgleich diese Unterredung schon vor mehr als vier Wochen stattgefunden hat, die Hauptgedanken Masaryks nachträglich noch der Beachtung empfehlen. Auf das sogenannte böhmische Staatsrecht, mit dem sich die Tschechen brüsten, legt er kein Gewicht; er bestreitet daher, daß sich die tschechischen Arbeiter durch ihre Teilnahme an der sozialdemokratischen Erklärung gegen die „vergilbten Pergamente“ eines Verrats an ihrer Nation schuldig gemacht hätten, und er wünscht kein böhmisches Staatsrecht, kann sich auch keins denken, das gegen die Deutschen

gerichtet wäre; er sieht die „Ehrenaufgabe“ der Tschechen darin, mit den Deutschen einen ganz ehrlichen Frieden zu schließen, damit beide Völker ruhig neben einander arbeiten können. Die Staatsverfassung müsse selbstverständlich modern sein, und nicht das historische, sondern das Naturrecht müsse ihr zu Grunde liegen. In der Sprachenfrage habe demnach nichts anderes zu entscheiden als das Bedürfnis. Dieses aber erfordere allerdings die Zweisprachigkeit, nicht zwar der Beamten, aber der Ämter. Nicht alle Beamten brauchten in tschechischen Bezirken deutsch, in deutschen tschechisch zu können, es genüge, wenn durch einige zweisprachige Beamte für das Bedürfnis gesorgt sei. Manche Bestimmungen der Verordnungen gingen zu weit; um einer bloßen Lappalie willen auf eine deutsche Eingabe deutsch zu antworten, könne einem tschechischen, das entgegengesetzte einem deutschen Gerichte nicht zugemutet werden. Auch dürfe man die deutschen, tschechischen und gemischten Bezirke nicht mechanisch nach der Kopfszahl abgrenzen, da z. B. zehn deutsche Fabrikanten in einer tschechischen Stadt dem Gericht und dem Steueramte mehr zu schaffen machten als tausend andre Einwohner. Was die gegenwärtige Haltung der jungtschechischen Partei anlangt, so glaubt er, daß sich in der Wählerschaft eine starke Opposition dagegen erheben werde. Denn der Eintritt in die Regierungsmehrheit bedeute unter den gegenwärtigen Umständen nichts anderes als die Begünstigung des Klerikalismus, von dem die Tschechen nichts wissen wollten. Nachdem sich die Liberalen durch ihre arbeiterfeindliche Haltung um allen Einfluß gebracht hätten, sei leider die Sozialdemokratie als der einzige entschiedne und organisierte Gegner des Klerikalismus und — Antisemitismus übrig geblieben. Masaryk ist nämlich nicht bloß ein entschiedner Gegner der Klerikalen sondern auch der Antisemiten, und er bedauert es, daß die Jungtschechen mit den Klerikalen und auch mit den Antisemiten anbändeln. „Ein Abgeordneter, der sich den Klerikalen verschreibt, ist kein Jungtscheche mehr, und eine Partei, die einen solchen Abgeordneten in ihrer Mitte duldet, ist keine jungtschechische Partei.“ Wie weit die tschechische Wählerschaft diese Auffassung des Professors teilt, können wir nicht beurteilen. Sicher ist nur so viel, daß die Tschechen in jedem Falle vorläufig bessere Aussichten haben als die Deutschen, und daß, wenn diese sich nicht ganz gewaltig zusammenschließen, dem südöstlichen deutschen Volkwerk das Schicksal des nordöstlichen droht, dem man in Anbetracht seiner exponirten Stellung und der Schwäche seiner Besatzung das Zeugnis geben muß, daß es sich tapfer gehalten hat.

Soziales. Herman Grimm läßt in seinem neuesten, sehr gedankenreichen Buche (Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte) in Bezug auf Carlyle noch einmal abdrucken, was er schon vor vier Jahren gelegentlich einer Biographie Carlyles von Nichol gesagt hatte, er muß es also für ebenso zutreffend wie bisher nicht genügend beachtet ansehen. Wir lesen da unter anderem: „Bücher, die heute über ihn geschrieben werden, können einstweilen nur Kompromisse sein. Die weitere Litteratur erst, die sich mit Carlyle beschäftigt, wird zum Vorschein bringen, worin das liegt, was den Mann so bedeutend und unentbehrlich machte.“ „Möglich ist heute nur, einige der Linien zu ziehen, in deren Umriffen Späterlebende Carlyle vielleicht einmal erblicken werden.“ Vielleicht einmal! Das ist freilich wenig. Und alles ist übersubtil ausgedrückt, und wenn man näher darüber nachdenkt, so weiß man doch nicht recht, was es praktisch bedeuten soll. Viele lesen in Deutschland Carlyle, manche lesen ihn wiederholt und bleiben dauernd dabei, was bei seiner Ausdrucksweise doch kein oberflächliches Vergnügen ist. Vielleicht haben sie aus seinen Büchern nicht alles behalten, haben auch wohl manches einzelne nicht bis auf den Grund

erwogen, aber sollten sie nicht den Mann in seiner Bedeutung und den Wert seiner besondern Mitteilung erkannt haben oder wenigstens erkennen können, und zwar nicht bloß in Linien, die erst nach Menschenaltern zu Umrissen werden können? Man sollte im Gegenteil meinen: was für Carlyle fast alles bedeutet, die soziale Frage, wäre noch niemals, solange die Welt steht, jedem einzelnen Menschen so nahe getreten wie heute, und da sollten wir allesamt solche Tölpel sein und noch nicht sehen können, worin Carlyles Größe lag? Wozu also solche Subtilitäten, die uns etwas umgekehrt und aus dem „noch nicht“ ein „nicht mehr“ geworden war. Wenn man nämlich mit ihr über eines ihrer Lieblingsbücher sprechen wollte, so pflegte sie das alsobald mit der Wendung abzuschneiden: Man hat dafür kein Verständnis mehr. Mit dem „man“ meinte sie natürlich alle außer sich.

Auch das folgende Urteil H. Grimms dünkt uns seltsam. „Wer sich heute mit Carlyles Leben beschäftigt, wird nicht umhin können, von den vier Bänden der Briefe Notiz zu nehmen, die seine Frau schrieb, und die Froude herausgegeben hat. Lassen wir auf sich beruhen, ob es gut war, diesen ungeheuern Rehrichthausen häuslicher Existenz sichtbar werden zu lassen; er ist nun einmal da, und es muß damit gerechnet werden. All dieser Schund wird die Zeit verzögern, wo wir den Mann unbefangen nur nach seinen bleibenden Werken beurteilen.“ Diese Bücher sind nun fast fünfzehn Jahre alt, sie sind längst ins Deutsche überfetzt worden, und unzählige Leute haben nicht etwa bloß „nicht umhin gekonnt,“ von ihnen Notiz zu nehmen, sondern sie haben sie wirklich gelesen. Und viele wieder unter diesen würden es ohne Frage bedauern, wenn dieser „Schund“ nicht erschienen wäre, für so wertvoll halten sie ihn. Wir lernen nämlich daraus für Carlyle, was doch wahrlich zum Wesen seiner Wissenschaft gehört, daß er — praktisch — sich selbst nicht helfen konnte. Er hat eine Weltanschauung, mit der er uns nachdenken lehren kann, er kann uns über manches trösten, vielleicht auch einzelne Menschen in einzelnen Dingen bessern, aber die Welt ändern und verbessern, das kann er so wenig, wie es jemals eine Wissenschaft oder Kunst können wird. Das also sehen wir an seinem eignen Leben. Und wenn übrigens ein so einsichtsvoller Mann das Material dafür als Rehricht ansieht, so wäre es wohl an der Zeit, einmal ein besonderes Kapitel über Herrn und Frau Carlyle für deutsche Leser zu schreiben.

Daß ein kleines Buch von Schulze-Gaevernitz (Carlyle, seine Welt- und Gesellschaftsanschauung. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp.) nun schon in zweiter Auflage erscheint, beweist doch auch, daß man sich bei uns jetzt viel mit Carlyle beschäftigt, vielleicht nicht immer so gründlich, um Essays darüber veröffentlichen zu können, aber doch gewiß nicht immer mit dem Verzicht, das Gelesene auch zu verstehen und es in weiterem Nachdenken sich fruchtbar zu machen. Das Buch ist keine Biographie, sondern es versucht, Carlyles Weltanschauung systematisch nach ihren einzelnen Abteilungen darzulegen. Es ist klar und gut geschrieben, interessant zu lesen und eignet sich besonders gut zur Einführung in das Studium Carlyles. Der Verfasser ist bekanntlich Nationalökonom (der Ausdruck *dismal science* für seine Wissenschaft rührt übrigens nicht von Carlyle her, sondern von dessen Freunde, dem Ästhetiker Ruskin). Er ist der Meinung, daß Carlyles sozialpolitische Anschauungen sich in neuerer Zeit folgerichtig fortgebildet hätten in der Organisation der englischen Gewerkschaften und Genossenschaften. Was Carlyle auf Grund seiner Kenntnis der wirtschaftlich zurückgebliebenen Verhältnisse der dreißiger und vierziger Jahre noch nicht hätte wissen können (er starb freilich erst 1881), das sähen wir, d. h. zunächst Schulze-Gaevernitz, erfüllt und beinahe vollendet in der friedlichen

Disziplinierung der englischen Arbeitermassen. Ausführlicher hat Schulze-Gaevernitz, wie man weiß, diese Meinung in einem größern Werke, dem „Sozialen Frieden,“ zu begründen versucht. Weil aber dieses Buch inzwischen vergriffen, und er zur Zeit nicht in der Lage ist, es neu zu bearbeiten, so hat er der zweiten Auflage seines Carlyle eine Abhandlung angehängt, die zuerst 1895 als Flugblatt bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschien: „Die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter.“ Von den darin vorgetragenen Ansichten gilt wohl zunächst, wie ein Redner des Reichstags kürzlich mit seiner Ironie bemerkte, daß sie dadurch nicht richtiger werden, daß man sie öfter wiederholt. Andre Kenner der englischen Zustände haben vielmehr den Eindruck gewonnen, daß sich das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern gerade in neuester Zeit recht weit vom sozialen Frieden entfernt habe, und es scheint demnach mindestens nicht, als ob mit dem Maße von Lebenserfahrung, wie es bis jetzt dem Verfasser zu Gebote steht, eine endgiltige Abschätzung der ungeheuer verwickelten Bewegung erreicht werden könnte.

Den Vortrag, den Euzo Brentano vor kurzem in dem sozialwissenschaftlichen Verein der Münchner Studirenden gehalten hat: Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit (München, Beck), haben wir schon im 10. Hefte eingehend besprochen. Wer etwas ungewöhnlich klares im Bereich der nationalökonomischen Redeweise lesen will, der lese diesen Vortrag. Wir sind mit seinem Inhalte durchaus einverstanden. Der Student hat zu arbeiten, und wenn seine Arbeit auf praktische und umstrittene Fragen trifft, erst zu lernen, wie es mit Recht und Unrecht steht, ehe er öffentlich urteilen und im Kampf der Meinungen als Schriftsteller auftreten darf. Daß es freilich eine Wissenschaft gebe, die in diesem Kampfe zeigte, wo Wahrheit und Recht sei, und wo nicht, die also in hundert Einzelfragen ermitteln und lehren könnte, nach welcher Seite das Ganze, der Staat mit seiner Entscheidung oder Gesetzgebung eingreifen soll, das läßt sich ja nicht behaupten und auch für die Zukunft nicht erwarten. Aber wir wissen trotzdem nicht, was ein Professor seinen Schülern besseres sagen könnte, als daß er ihnen für später rät, das Ganze vor den Teilen zu achten und anstatt der Sonderinteressen dem Allgemeinen zu dienen. Und wenn er ihnen schließlich auf diesem Wege den Sieg verheißt, so beruht diese Hoffnung auf dem Glauben an ein Ideal, und Ideale haben ist in jedem Falle schön.

In der Presse ist über den Vortrag viel geschrieben worden. Den Liberalen, die Brentano erwähnt, konnte seine Redeweise so wenig gefallen wie den Nationalsozialen, die er nicht nennt. Den einen scheint er zu mißtrauisch gegen die Unternehmer zu sein, den andern mißfällt es, daß er, der ehemalige Kathedersozialist, den gebildeten Jüngling nicht ohne weiteres zu ihrem fröhlichen Zagen losläßt. Die Zeit meint, und die Münchner Akademische Revue bringt das empfehlend in Erinnerung: „Die Bildungskreise haben eine sehr hohe politische Bedeutung, aber sie können nichts andres thun, als sich einer aufstrebenden Schicht anschließen, wenn deren Aufstreben für das Vaterland nötig geworden ist. In diesem Sinne gingen vor fünfzig Jahren die Studenten mit dem sich emporringenden Unternehmer, und in demselben Sinne werden sie nun je länger desto mehr mit dem aufstrebenden gelehrten Arbeiter gehen wollen. Der bürgerliche Liberalismus hat ohne seine Akademiker nicht siegen können, und der Sozialismus braucht dieselben Helfer, wenn er Erfolge erringen soll.“ Das soll gewiß nicht bloß auf die Studirenden der Nationalökonomie gehen und soviel heißen, als daß sie in ihren Seminararbeiten früher zu Gunsten der Unternehmer ihre Erhebungen angestellt hätten und jetzt mit größerm Vergnügen für die Arbeiter erheben und aussagen möchten — obwohl

das ja auch teilweise mit gemeint sein mag —, sondern es soll allgemein für die sozialen Anschauungen und Neigungen der Studenten gelten. Wenn uns nur jemand sagen wollte, wie das gemacht werden könnte, dieses mit den Arbeitern gehen, und worin die „Erfolge“ bestehen sollen! Doch nicht bloß darin, daß die Arbeiter Universitätskurse besuchen und dadurch klüger werden? Vielleicht wäre es dann zunächst einfacher, daß die Studenten noch etwas weniger lernten, damit sich das Zusammengehen leichter machte. Aber das Ziel? Bekanntlich haben die Nationalsozialen den Satz aufgestellt, wie die Bildung und die Wissenschaft im achtzehnten Jahrhundert den dritten Stand geschaffen hätten, so sollten sie im neunzehnten oder zwanzigsten den vierten nicht etwa nur heben (denn das wollen wir doch wohl alle), sondern an die Spitze bringen. Wir meinen: das ist Geschichtsphilosophie oder, wie man früher sagte, Doktrinarismus, denn sobald man darüber nachdenken wollte, wie das zu machen wäre, würde man auf Unsinn kommen. Ein nationalsozialer Professor der Volkswirtschaft hat sich vor einiger Zeit auf einem Parteitage seiner Richtung zu folgender Tirade verfliegen: „Das Drohende unsrer Lage ist, daß die bürgerlichen Klassen als Träger der Machtinteressen der Nation zu verwellen scheinen, und noch keine Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die Arbeiter-schaft reif zu werden beginnt, an ihre Stelle zu treten.“ Ähnliches hat man seither öfter gelesen, und wer gewohnt ist, hinter Worten einen Sinn vorauszusetzen, könnte wohl auch hier seine Gedanken anstrengen, eine Wahrheit zu finden. Also Arbeiter, die unsre Interessen vertreten, auch nach außen vertreten, die also gebildet sein müssen wie Minister und erfahren wie Generale: wenn sich jemand das als jemals erreichbar vorstellen, oder wenn er glauben kann, daß Nähmädchen künftig zugleich Musikvirtuosinnen sein und Kritiken schreiben, oder daß Hausknechte Literaturabende haben werden, dann hat jener Satz für ihn einen Sinn. Sonst nicht, und das scheint uns vielmehr das Bedrohliche unsrer Lage zu sein, daß Männer, denen um ihrer Stellung willen die große Menge ein gewisses Vertrauen entgegenbringt, jetzt so oft Phrasen veröffentlichen, über deren sinngemäßen Inhalt sie sich nicht (vielleicht darf man auch sagen: noch nicht) genügend klar geworden sind.

Zur Statistik des Apothekerwesens. Anfang des Jahres 1893 las ich im Münchner Tageblatt folgendes: „Auffallend ist die große Zahl der Selbstmorde unter den Pharmazeuten. Erst jüngst hat sich hier ein junger Pharmazeut erschossen, und gleichzeitig haben zwei andre in Preußen Selbstmord begangen. Nach Dr. Bremer machen allein in München jährlich zwei bis drei Pharmazeuten ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende. Dr. Bremer schreibt das den bekannten Verhältnissen zu. Die Umstände, sagt er, die sich unter dem Staatskonzessions-system entwickelt haben, sind nicht länger zu ertragen, und wenn dieses System auch aus keinem andern Grunde abgeschafft werden müßte, dann müßte es allein wegen der unglücklichen Lebensverhältnisse der Pharmazeuten verlassen werden.“

Die von Dr. Bremer gemeldeten Thatfachen interessirten mich aus zwei Gründen. Erstens beschäftigte mich gerade das herrschende Apothekerwesen, und sodann schien hier der Anfang einer Berufselbstmordstatistik vorzuliegen, wie sie schon längst erstrebt wird. Erkundigungen nach den erwähnten Selbstmordfällen ergaben aber, daß die Angaben ungenau waren, weitere Erkundigungen nach der Person des Herrn Dr. Bremer, daß er, ein Vorkämpfer des unzufriednen pharmazeutischen Nachwuchses und Redakteur eines gelegentlich fast sozialdemokratisch gefärbten Fachblattes, eifriger Verfechter der Personalkonzession sei — beides That-sachen, die mich reizten, selbst Versuche einer Statistik zu machen, obwohl inzwischen

thatsächlich die Regierung der alten Apothekereinrichtung ein Ende gemacht hat und nur noch Personalkonzessionen ausgiebt.

Meine Zahlen können bei einem Häufchen von Berufsgenossen, das sich am 1. Juli 1894 auf 11091 belief und mit rund 11000 angesetzt werden mag, nicht mit den „großen Zahlen“ des Statistikers verglichen werden. Sie franken außerdem an denselben, wenn nicht an größeren Fehlern wie die allgemeinen Statistiken. So gut auch die pharmazeutische Presse, die meine Quelle gewesen ist, bedient wird, so kann ihre Berichterstattung doch nicht als völlig zuverlässig angesehen werden. Um die Hinterbliebenen zu schonen und aus andern Gründen wird ein Selbstmord oft verheimlicht.

Auch ist die Thatfache des Selbstmords oft nicht objektiv festzustellen; die Zeugen der That oder die Personen, die die Leiche fanden, können ein Interesse an der Verschleierung der Sache haben, oder im Interesse des Toten die Todesursache als zufällig, fahrlässig oder dergleichen bezeichnen. Endlich steht auch der Begriff des Selbstmords nicht unbedingt fest. Der Morphimist, der Leichtsinrige, der seinen Leib zu Grunde richtet, ist im Grunde ein Selbstmörder, und denselben Vorwurf hätte sich trotz alles Helden- und Edelmutts Pettenkofer gefallen lassen müssen, wenn ihm das Experiment, das er zum Beweise der Unschädlichkeit der Choleraabazillen an seinem eignen Körper anstellte, den Tod gebracht hätte. Diese Verhältnisse werden die Zahl der statistisch verarbeiteten Selbstmorde wie im deutschen Reich überhaupt, so in meinen Aufzeichnungen im Vergleich zu den thatsächlich vorgekommenen unzweifelhaft in ihrem Werte herunterdrücken, ja sie würden bei meinen Zahlen vielleicht noch mehr zu berücksichtigen sein, wenn nicht die immer geschäftige böse Nachrede Verschleierungsversuche ausglich.

In Deutschland giebt es bis jetzt noch keine genügende Selbstmordstatistik. Aber nach Erhebungen mehr privater Natur (ich folge den Angaben von Georg v. Mayr in dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften) kamen in den Jahren 1881 bis 1893 (am wenigsten im Jahre 1881, nämlich 8987, am meisten im Jahre 1893, nämlich 10699, und auf eine Million berechnet im Jahre 1888 193, im Jahre 1883 223) im Durchschnitt der genannten dreizehn Beobachtungsjahre auf eine Million Einwohner 210 Fälle vor. Es ist das eine Regelmäßigkeit, die verblüffen muß, und die die oft erzählte Fabel von einer Zunahme der Selbstmorde in Deutschland Lügen straft.

Im deutschen Apothekerstande kamen nun in den Jahren 1883 bis 1896 vor:

1883: 2	1884: 2	1885: 0	1886: 2	1887: 2	1888: 7	1889: 0
1890: 2	1891: 2	1892: 1	1893: 2	1894: 4	1895: 5	1896: 1

zusammen 32 Selbstmorde, also im Durchschnitt 2,28 Fälle auf 11000 oder 205,2 auf eine Million Menschen, d. h. weniger als die Zahlen angeben.

In der Monatsstatistik zeigen die allgemeinen Beobachtungen eine auffällige Häufigkeit in den Monaten April bis Juli, nicht, wie man annehmen sollte und häufig sagen hört, in den dunkeln Herbst- und Wintermonaten. Diesen Beobachtungen sprechen meine Zahlen Hohn. Ich habe unter dreißig Fällen (für zwei fehlen die Angaben) verzeichnet für:

Januar: 3	Februar: 2	März: 5	April: 0	Mai: 0	Juni: 2	Juli: 4
August: 1	September: 2	Oktober: 3	November: 3	Dezember: 5		

Als Thatort konnte von vornherein das Land nicht in Frage kommen. In den meisten Fällen dürften die Räume der Apotheke gewählt worden sein, zweimal

war die That in einem Hotelzimmer geschehen, einmal ereilte der Tod den Unglücklichen, als er verzweifelnd an dem Bett der kranken, dem Tode geweihten Braut zum Giftbecher griff, um mit ihr vereint in den Tod zu gehen.

Bezüglich der „Technik“ des Selbstmords ergaben die Untersuchungen in Preußen, daß in den Jahren 1874 bis 1893 von hundert Selbstmördern den Tod suchten durch

Erhängen	Ertrinken	Erschießen	Vergiften
64	13	15	2,5 Männer
43	35	1,1	8,7 Frauen

Ganz anders stellen sich natürlich die Zahlen bei einem Stande dar, dem im Scherz der Beiname „Giftmischer“ gegeben wird; es erschossen sich 9,31 Prozent, 56,7 Prozent vergifteten sich. Die übrigen Fälle zersplitterten sich.

Die Bevorzugung des Giftes ist im Apothekerstande so natürlich, wie die Wahl der Schußwaffe beim Soldaten oder beim Forstmann. Über die Natur des Giftes fehlen in 34,3 Prozent nähere Angaben. In 9,3 Prozent der Fälle wurde das fast augenblicklich wirkende Cyankalium, in 6,2 Prozent die leicht zersehbare, daher in der Wirkung unsicherere, sonst auf derselben Stufe stehende Cyanwasserstoffsäure gewählt, und ebenso oft griff der Lebensmüde zum Morphinum.

Bezüglich des Alters habe ich eine Thatfache feststellen können, die unendlich traurig ist, sich aber auch bei den Soldaten und Dienstmädchen findet. Das Verlassen des Elternhauses, die Einflüsse des Heimwehs, das Aufgeben des ungebundenen Lebens dort oder im Handwerk, das Eintauschen des anstrengenden, einförmigen Dienstes im Hause, die straffe Disziplin, das Leben an einem aufgenötigten Ort, vermeintliche Plackereien der Vorgesetzten, Hänfeleien der Kameraden machen das Leben des jungen, seine Gefühle noch nicht meisternden Menschen zur Hölle, und er sucht Erlösung im Tode. Doppelt stark sind die unseligen Mächte, die auf den Apothekerlehrling einstürmen. Er verläßt das Elternhaus, die Schule, deren Freiheiten er nicht selten zu stark ausgenutzt hat, und tauscht dafür einen anstrengenden, einförmigen und dabei höchst verantwortlichen Dienst in engen Räumen und in einer von allen möglichen Düsten geschwängerten Atmosphäre ein. Sollte ihn die stattliche Reihe von Giften nicht locken, wenn er dem geschilderten Dasein oder den Folgen leichtsinniger Streiche entrinnen will?

Unter 5135 Durchschnittselbstmördern sind nur 295 oder 5,9 Prozent Jünglinge von fünfzehn bis zwanzig Jahren, unter den Apothekern dieser Altersklasse sind neun Lehrlinge oder 28,1 Prozent! Auch das Alter von zwanzig bis dreißig Jahren ist für die Apotheker verhängnisvoll. Statt, wie es die Norm wäre, 21,2 Prozent, töteten sich in diesen Jahren sieben Apothekergehilfen und drei Studenten, oder 31,2 Prozent, natürlich aus Gründen, die mit den von Dr. Bremer beklagten unglücklichen Lebensverhältnissen des jungen Apotheker nichts zu thun haben können. Hätte Dr. Bremer Recht, so müßten die traurigen Folgen der von ihm beklagten Konzeptionsverhältnisse im höhern Lebensalter zum Ausdruck kommen. Dem nur ältere Gehilfen können unter ihnen leiden. Während aber im allgemeinen 19,3 Prozent Selbstmörder im Alter von vierzig und fünfzig Jahren die Regel sind, töteten sich nur 6,25 Prozent in diesem Alter stehende besitzlose Apotheker. Traurige Schlag Schatten dagegen wirft meine Statistik auf andre pharmazeutische Berufsverhältnisse.

Der Apothekergehilfe hat in der Regel gar keine Erfahrung in geschäftlicher Beziehung. Kauft er nun, meist ohne eigne Mittel, eine Apotheke, und wird er von den ersten, vielleicht nur ausnahmsweise schlechten Tageseinnahmen entmutigt,

so zieht er den Tod der gefühlten Schande eines Bankerotts vor. Nehmen wir an, daß die Apothekenkäufer dreißig bis vierzig Jahre alt sind, so übersteigt die Zahl der hierher gehörigen Selbstmörder die Zahl der Durchschnittselbstmörder um mehr als ein Drittel, denn sie beträgt 19,75 statt 14 Prozent.

Daß die Zahl der Selbstmörder über vierzig bis fünfzig Jahren viel niedriger als die allgemeine Durchschnittszahl ist, daß sie nämlich nur 15 statt 19,3 Prozent beträgt, spricht für die relative Behaglichkeit des Standes der Apothekenbesitzer.

Den Grund des Selbstmords fand ich nur in der Hälfte der hier verzeichneten Fälle angegeben. Von diesen sechzehn Fällen betraf die Mehrzahl, nämlich sechs, eben in Besitz gekommene junge Apotheker, während nur einen ältern Herrn pekuniäre Schwierigkeiten in den Tod trieben. „Familienverhältnisse“ gaben von fünf verheirateten Apothekern nur einmal Veranlassung zum Selbstmord, einer entzog sich der Hand des irdischen Richters durch den Tod, weil er ein Eigentumsverbrechen sühnen sollte, ein anderer, weil er ganz unnötigerweise Strafverfolgung für eine unbedachte Beleidigung des Physikus fürchtete. Zwei Lehrlinge und einen Gehilfen trieb Liebeskummer in den Tod, einer sühnte seinen Leichtsin, und zwei thaten den Schritt in „geistiger Amnachtung.“

Die geographische Verbreitung meiner Selbstmordfälle scheint den unheilvollen Einfluß der großen Verkehrszentren zu bestätigen. An der Spitze steht die Mark mit neun Fällen (darunter Berlin mit sieben), dann kommen die Rheinprovinz und Holstein mit je drei, Pommern, Posen, Preußen, Hessen, Baiern und Sachsen mit je zwei, Schlesien, Westfalen, Mecklenburg, Anhalt und das Ausland mit je einem Fall.

Eine Unterscheidung der Selbstmorde nach dem Geschlecht kann bei der Pharmazie nicht in Frage kommen, da sie bis jetzt den Männern vorbehalten geblieben ist. Werden aber die Bemühungen der Frauen, auch hier festen Fuß zu fassen, von Erfolg gekrönt, so dürfte die Selbstmordstatistik bald genug traurige Folgen zeigen. Denn die Apothekerin stünde nicht allein unter den Einflüssen, die der Beruf auf die jungen Apotheker ausübt, sondern auch unter denen, die Emanzipationsgelüste und das unnatürliche Streben, es dem Manne gleich zu thun, ausüben, und denen die englischen Frauen den traurigen Vorzug verdanken, die höchste Zahl der Selbstmorde unter den Frauen aller Kulturstaaten zu haben.

Welschiden

H. Schelenz



Litteratur

Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Osterreich-Ungarn und in der Schweiz. Von Hans Lutsch. Berlin, Wilhelm Ernst und Sohn, 1897

In den Forschungen zur Hauskunde scheinen die Architekten den Archäologen, Ethnographen und Sprachforschern den Rang ablaufen zu wollen; jedenfalls sind sie allein im völligen Besitze des technischen Verständnisses, und das ist eben doch bei diesen Arbeiten die Hauptsache. Auch die vorliegende knappe, aber reiche kleine Schrift hat einen Architekten zum Verfasser. Es ist eine von kurzen Urteilen begleitete, sehr sorgfältige Bibliographie der neuern, immer zahlreicher werdenden